

Der Bibliomane.

Von Charles Nodier. Deutsch von August Froon-Kirchrath.

Ihr habt ihn ja alle gekannt, den guten Theodor, auf dessen Grab ich eben Blumen gestreut, mit der Bitte zum Himmel, es möge ihm die Erde leicht sein.

Diese euch gleichfalls wohlbekannten Phrasenbrocken bekunden genugsam, daß ich ihm etliche Seiten Nekrologes oder Leichenrede zu widmen gedanke.

Vor zwanzig Jahren hatte sich Theodor von der Gesellschaft zurückgezogen, um zu arbeiten oder nichts zu tun: ob das eine, ob das andere, blieb ein tiefes Geheimnis. Er dachte nach; worüber, wußte man nicht. Er verbrachte sein Leben inmitten von Büchern und beschäftigte sich nur mit Büchern, was einigen zur Vermutung Anlaß gab, er schreibe ein Buch, das all diese Bücher unnötig mache; sie täuschten sich aber jedenfalls. Theodor hatte zuviel von seinen Studien profitiert, um nicht zu wissen, daß jenes Buch bereits seit dreihundert Jahren geschrieben ist. Es ist Kapitel dreizehn, Buch eins von Rabelais.

Theodor sprach nicht mehr, er lachte nicht mehr, aß nicht mehr, ging nicht mehr auf Bälle oder ins Theater. Frauen, eine Leidenschaft seiner Jugendzeit, reizten seinen Blick nicht mehr, höchstens sah er ihnen auf die Füße und pflegte, wenn elegante Beschuhung von leuchtender Farbe sein Augenmerk gefesselt, aus tiefer Brust zu stöhnen: „Verlorener Saffian!“

Früher hatte er der Mode gehuldigt: Denkwürdigkeiten aus damaliger Zeit vermelden uns, daß er zuerst die Krawatte nach links geknotet, unerachtet der Autorität Sarats¹⁾ und dem Alltagsmenschen zum Troste, der sie noch heute eigensinnig in der Mitte knotet.

Theodor scherte sich nicht mehr um die Mode. Ein einziges Mal im Verlaufe von zwanzig Jahren zankte er mit seinem Schneider: Herr, sagte er einmal zu ihm, dies ist der letzte Anzug, den Sie mir liefern, wenn wieder vergessen wird, mir die Taschen in Quartformat zu machen.

Niemals vermochte ihn Politik, deren lächerliche Glücksfälle sovielen Tröpfen zustatten kommen, auch nur einen Augenblick von seinen Betrach-

¹⁾ Bekannter Sänger und Dandy zur Directoirezeit.

tungen abzu ziehen. Seit Napoleons verrückten Unternehmungen im Norden, die russisches Leder verteuert hatten, machte sie ihn unwirsch. Immerhin fand das französische Eingreifen in die spanischen Aufstände seine Billigung. — S' ist, sagte er, eine schöne Gelegenheit, von dort Ritterromane und Cancioneros heimzubringen. — Dies fiel jedoch dem Expeditionskorps gar nicht ein und er ärgerte sich. Sprach man vor ihm von Trocadero¹⁾, reimte er ironisch Romancero, wodurch er in den Geruch kam, ein Liberaler zu sein.

Der denkwürdige Feldzug Herrn von Bourmonts an der afrikanischen Küste machte ihn überglücklich. — Dem Himmel sei Dank, sagte er, sich die Hände reibend, nun bekommen wir billigen Levantessaffian; wodurch er in den Geruch kam, ein Karlist zu sein.

Vergangenen Sommer wandelte er, mit der Kollationierung eines Buches beschäftigt, durch eine vollreiche Gasse. Da kamen, schwankenden Fußes, aus einem Wirtshause heraus, ehrsame Bürger auf ihn zu, setzten ihm ein Messer an die Kehle und ersuchten ihn, im Namen der freien Meinungsäußerung: Hoch die Polen! zu rufen. — Mit größtem Vergnügen, erwiderte Theodor, dessen Denken ein beständiger Schrei zu Gunsten der Menschheit war, aber dürfte ich fragen, warum? Weil wir Holland den Krieg erklären, das die Polen unter dem Vorwande unterdrückt, sie mögen keine Jesuiten, entgegnete der Freund der Aufklärung, ein gewaltiger Geograph und unerschrockener Logiker. — Sütiger Himmel! murmelte unser Freund und faltete mit Jammermiene die Hände. So sollten wir uns mit dem sogenannten Hollandpapier Montgolfiers begnügen müssen!

Der Mann von hervorragender Bildung schlug ihm mit einem Stockstreiche ein Bein entzwei.

Theodor verbrachte ein Vierteljahr im Bette mit Nachschlagen in Bücherkatalogen. Bei seiner Veranlagung, sich über alles aufs äußerste aufzuregen, brachte diese Lektüre sein Blut ins Wallen.

Selbst als er bereits auf dem Wege der Senesung, war sein Schlaf gräßlich unruhig. Einmal weckte ihn des nachts seine Frau aus schwerem Alpdrücken. — Du kamst gerade zurecht, sagte er und gab ihr einen Kuß, um mich vor einem schrecklichen und schmerzhaften Tode zu retten. Ich war von Ungeheuern umgeben, die für mich keine Gnade gekannt hätten.

Und was für Ungeheuer könntest du fürchten, bester Freund, der keinem Wesen je ein Leides tat?

Es war, wenn ich mich recht entsinne, der Schatten Purgolds²⁾, dessen Unglückschere meinen broschirten Aldinen anderthalb Zoll Rand wegfraß,

¹⁾ Fort bei Cadix (Einnahme durch die Franzosen 1823).

²⁾ Buchbinder.

indes jener Heudiers¹⁾ meine schönste Princesseausgabe erbarmungslos in eine verzehrende Säure tauchte und sie ganz weiß herauszog; doch habe ich guten Grund anzunehmen, daß sie dafür zumindest ins Fegefeuer kamen.

Seine Frau war der Meinung, er spreche griechisch, Beweis dessen, daß drei Regale in seiner Bibliothek griechische Bücher trugen, deren Blätter nicht aufgeschnitten waren, weshalb er sie auch nie aufschlug, sondern sich begnügte, sie seinen intimsten Bekannten von vorne und von der Rückseite zu zeigen und dabei mit unentwegter Kühnheit auf den Druckort, den Namen des Druckers und die Jahreszahl hinzuweisen. Naive Leute schloßen daraus, er könne hexen. Was ich nicht glaube.

Da er zusehends dahinsiechte, berief man seinen Arzt, der zufälligerweise ein Mann von Geist und Bildung war. Wenn Ihr könnt, so macht Ihr ihn ausfindig. Der Doktor sah die drohende Gehirncongestion, und es erschien ein schöner Bericht über diese Krankheit im Journal der Medizinischen Wissenschaften, worin sie unter dem Namen der Saffianmonomanie oder des Bibliomanentypus bezeichnet wurde; in der Akademie der Wissenschaften geschah ihrer jedoch keine Erwähnung, von wegen der Konkurrenz mit der Cholera.

Man riet ihm Bewegung an und da diese Idee ihm gefiel, machte er sich des andern Tages zeitlich auf die Beine. Ich war zu besorgt, auch nur einen Schritt von ihm zu weichen. Wir lenkten unsere Schritte gegen die Kais und ich war dessen froh, da ich dachte, der Anblick des Flusses werde ihn ergötzen; er verwandte jedoch kein Auge von den Uferbrüstungen. Letztere waren so rein gefegt von Schaukasten, als wären diese schon frühmorgens von den Presseverteidigern heimgesucht worden, die im Februar die erzbischöfliche Bibliothek ersäuft²⁾. Glücklicher waren wir auf dem Quai des Fleurs. Da gab es Schmöcker in Masse; aber was für Schmöcker! Lauter Werke, über die seit Monatsfrist die Zeitungen wunderschön geschrieben und die nun aus den Redaktionsstuben und den Tiefen der Buchhandlungen unbarmherzig dorthin wandern, in die Fünzigcentimesfächer. Philosophen, Geschichtsschreiber, Dichter, Romanschriftsteller, Autoren aller Art und jeden Formats, für die die pomphafteften Annoncen nur die unüberschreitbare Vorhalle der Unsterblichkeit bedeuten und die, verschmäht, die Regale der Büchermagazine mit dem Steingeländer der Seine, der tiefen Lethé, vertauschen, wo sie sich in Betrachtungen über Glück und Ende ihres dünkelfaften Aufschwunges ergehen und verwittern. Ich blätterte dort oft mit fünf oder sechs meiner Freunde in meinen satinierten Oktavausgaben.

¹⁾ Einer der Pariser „Bücherputzer“, die alte und beschmutzte Bücher reinigten und wieder herrichteten.

²⁾ In den Julitagen 1830 plünderte eine Volksmenge das Palais des Erzbischofs und warf Haufen von Büchern aus dessen Bibliothek in die Seine.

Theodor seufzte, aber nicht deshalb, weil er meine durch übliches Wachseleinen schlecht geschützten Seifstesprodukte dem Regen ausgesetzt sah. Was ist, sagte er, aus dem goldenen Zeitalter der Antiquare im Freien geworden! War es doch hier, wo mein berühmter Freund Barbier sovieler Schätze sammelte, daß ihm daraus die Zusammenstellung einer Spezialbibliographie von mehreren Tausenden von Artikeln gelang. Hier dehnten, ganze Stunden hindurch, der weise Nonmerqué auf seinem Wege zum Justizpalaste und der weise Labouderie auf seinem Wege aus der Stadt ihre gelehrten und fruchtbringenden Wanderungen aus. Von hier trug der ehrwürdige Boulard Tag für Tag, an seinem Maßstabe gemessen, ein Meter Karitäten beim, für die in seinen sechs bücherstrotzenden Häusern kein Raum mehr übrigte. Ach, wie oft sehnte er da den bescheidenen Angulus Horazens oder die elastische Kapsel aus dem bekannten Feenschlosse herbei, unter der im Notfalle die Armee des Xerxes Platz gefunden hätte und die sich bequem in die Tasche stecken ließ, wie die Schnupftabakdose von Hanswurstens Großvater! Und nun, welch Jammer! Nichts als der wüste Schund der modernen Literatur, die nimmer alte Literatur wird und deren Leben sich binnen vierundzwanzig Stunden verflüchtigt gleich dem der Fliegen des Flusses Hypanis, der Literatur, die wahrhaftig die Schmiertinte und das Schandpapier verdient, das ihr widerwillig und verschämt ein paar Typographen liefern, beinahe so blöd, wie ihre Bücher! Und es hieße den Namen Buch schänden, wenn man ihn dem bedruckten Lumpenzeuge gibt, das seine Bestimmung kaum ändert, sobald es den Saß des Hadernsammlers verläßt! Heute sind die Kais nur die Leichenhalle zeitgenössischer Zelebritäten!

Er seufzte wieder und ich auch, doch aus einem anderen Grunde.

Ich beeilte mich, ihn fortzuziehen, denn seine bei jedem Schritte sich steigende Exaltation ließ einen todbringenden Anfall befürchten. Es mußte ein Unglückstag sein, da alles zur Verschärfung seiner Melancholie beitrug.

— Da haben wir, sagte er im Vorbeigehen, das Paradies der entarteten Literaten des neunzehnten Jahrhunderts, den pompösen Palaß Ladocats, ein fähiger und liberaler Verleger, der verdient hätte, in besseren Zeiten geboren zu werden, dessen beklagenswerte Rührigkeit jedoch grausam und für immer die neuen auf Kosten der alten Bücher vermehrt hat, der verdammenswerte Helfershelfer der Baumwollpapierhändler, stümperhafter Orthographie und manierterter Vignetten, der unselige Schutzgott akademischer Prosa und der Modepoesie; als ob es überhaupt noch in Frankreich seit Ronsard Poesie und seit Montaigne Prosa gäbe! Dieser Sortimenterpalaß ist das Trojanische Pferd, das alle Palladiumräuber hereingebracht, die Pandorabüchse, die alle irdischen Übel losgelassen hat. Ich mag den Barbaren noch leiden, will auch ein Kapitel für sein Buch schreiben, aber sehen will ich nicht mehr!

— Hier, fuhr er fort, das grünwandige Magazin des wackeren Crozet, des lebenswürdigsten unter unseren jungen Buchhändlern, des einzigen Menschen in Paris, der die Einbände von Derome senior und Derome junior sicher voneinander zu unterscheiden weiß und der die letzte Hoffnung der letzten Liebhabergeneration ist, falls sich diese inmitten unseres Barbarentums noch aufzuraffen vermag; leider kann ich mich heute an seinem Gespräche, aus dem ich stets etwas lerne, nicht erfreuen! Er weilt in England, wo er, Gleiches mit Gleichem vergeltend, mit den gierigen Raubgesellen des Soho-Square und Fleet-Street um die uralten Trümmer unserer schönen Sprachdenkmäler ringt, die auf der undankbaren Muttererde in Vergessenheit geraten sind. Macte, animo generoso puer! . . .

— Da, begann er wieder und machte Kehrt, da haben wir den Pont des Arts, dessen zweckloses Balkongitter auf seiner lächerlichen Brustwehr von wenig Zentimetern Breite nie und nimmer die edle Last des dreihundertjährigen Folianten tragen wird, der mit seinem Schweinslederdeckel und seinen bronzenen Schließen die Augen von zehn Generationen entzückte; einen Brückenzug von wahrhaft tiefer Sinnbildlichkeit, der vom Schlosse zum Institute¹⁾ auf einem Wege führt, der nicht der zur Wissenschaft ist. Vielleicht irre ich mich, aber die Erfindung einer solchen Spezies von Brücken müßte für den Gebildeten eine flagrante Offenbarung der Dekadenz der guten Literatur sein.

— Hier, sagte Theodor wiederum, als wir auf den Louvreplatz traten, das weiße Schild eines anderen rührigen und begabten Buchhändlers; dies Schild hat lange Zeit hindurch mein Herz höher schlagen lassen, doch erblicke ich es nur mehr mit peinlichen Gefühlen, seit es sich Tschener beifallen ließ, mit Taustus Lettern, auf blendend weißem Papier und unter neckischem Umschlage Neudrucke der gotischen Wunder des Jehan Bonfons von Paris, Jehan Marechal von Lyon und des Jehan de Chaney von Avignon zu veranstalten, dieser nirgendwo aufzutreibenden Sächelchen, die er in köstlichen Imitationen vervielfältigte. Schneeweißes Papier ist mir ein Greuel, Freund, und nichts sehe ich lieber, als wenn die Henkersfaust des Druckers den jämmerlichen Niederschlag der Träumereien und Albernheiten dieses eisernen Jahrhunderts darauf abdruckt.

Theodor seufzte schwerer denn je; sein Zustand verschlimmerte sich stetig.

So gelangten wir in die Rue des Bons-Enfants, zum reichen Literaturbasar Silvestres²⁾, der hochangesehenen Gelehrtenstätte, wo sich innerhalb eines Vierteljahrhunderts mehr unschätzbare Karitäten aneinander reihten, als je

¹⁾ Vom Louvre zum Institut de France.

²⁾ Salle Silvestre, durch Bücherauktionen berühmt.

die Bibliothek der Ptolemäer aufwies, die vielleicht gar nicht von Omar verbrannt wurde, trotz allem Gefasel unserer Historiographen. Noch nie hatte ich soviel Herrlichkeiten zur Schau gestellt gesehen.

— Die Unglücklichen, die das weggeben müssen! sagte ich zu Theodor.

— Sie sind tot oder sterben daran.

Der Saal war jedoch leer. Nur Theodor, der Unermüdliche, war zu sehen, der mit geduldiger Genauigkeit auf sorgfältig vorbereiteten Kartenblättern die Titel der Werke faksimilierte, die tags vorher seinen täglichen Forschungen entgangen. Glücklicher aller Sterblichen, der in seinen Schachteln, nach Materien geordnet, das getreue Abbild der Titelblätter sämtlicher bekannten Bücher besitzt! Ihm werden die gesamten Erzeugnisse der Buchdruckerkunst in der ersten und nächsten Revolution nicht untergehen, die uns die Fortschritte der Vervollkommnungsfähigkeit mit Sicherheit erwarten lassen. Er kann der Zukunft den vollständigen Katalog der Weltbücherei hinterlassen. Es gehörte sicherlich ein wunderbar feinfühliges Fernblick dazu, so weit vorauszufragen, wann es an der Zeit, das Inventar der Zivilisation zusammenzustellen. Noch einige Jahre und man spricht nicht mehr davon.

— Gott verzeih mir, wackerer Theodor, sagte der ehrsame Silvestre, aber Sie kommen um einen Tag zu spät. Gestern war die letzte Feilbietung. Was Sie hier an Büchern sehen, ist verkauft und harret der Träger.

Theodor wankte und wurde aschfahl. Seine Stirne färbte sich mit einem verblaßten Saffiangelb. Der Schlag, der ihn traf, ließ mein Innerstes erbeben.

— Da haben wir's, sagte er niedergeschmettert. An dieser entsetzlichen Hiobspost erkenne ich mein gewohntes Unglück! Wem gehören aber nun diese Perlen, diese Diamanten, diese phantastischen Reichtümer, auf die die Bibliothek der de Thou und der Erolier stolz gewesen wäre?

— Wie immer denselben, erwiderte Silvestre. Diese Originalausgaben ausgezeichnete Klassiker, diese alten und tadellos erhaltenen Steindrucke von der Hand berühmter Gelehrter, diese pikanten philologischen Raritäten, von denen Akademie und Universität nie etwas gehört, fallen gebührendermaßen an Sir Richard Heber¹⁾. Das ist der Anteil des britischen Löwen, dem wir gutwillig das Griechische und Latein überlassen, das wir nicht mehr können.

— Die schönen Kollektionen naturgeschichtlicher Werke, diese Meisterwerke der Methodik und Bilderkunde, gehören dem Prinzen . . ., der durch eifriges Verfolgen seiner edlen Geschmacksrichtung auch sein immenses Fürstentum adelt. — Die Mystereien aus dem Mittelalter hier, diese Phönixmoralitäten, lauter Unica, diese Kuriosen, dramatischen Versuche unserer Vorfahren werden die Musterbibliothek Herrn von Soleinnes vergrößern. — Jene

¹⁾ Gestorben 1833, englischer Sammler in großem Stile.

so schlanken, so zierlichen, so herzigen, so wohlerhaltenen Bändchen alter Schwänke dort sind nun das Eigentum Ihres liebenswürdigen und genialen Freundes Aimé-Martin. Wem diese farbenleuchtenden, neuen Saffiane mit den dreifachen Goldleisten, breitem Spitzenmuster und prunkvollen Aufdrucken in Gold gehören, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen. Es ist der Shakespeare für Minderbemittelte¹⁾, der Corneille des Melodrams, der gewandte und beredete Dolmetsch der Leidenschaften und Tugenden des Volkes, der des Morgens auf derlei Dinge geringschätzig herablickt und sie des Abends mit dem dumpfen Segrünze eines todwunden Ebers und ohne sein schwarzbeschattetes, tragisches Auge nach seinen Mitbewerbern zu kehren, mit Gold aufwiegt.

Theodor hörte nicht mehr zu. Er hatte nach einem ziemlich gut aussehenden Bande gegriffen und ihm hastig sein Elzevirometer²⁾ angelegt, den, einen halben Fuß langen, fast ins Unendliche geteilten Maßstab nämlich, mittels dessen er — leider — Preis und inneren Wert seiner Bücher bestimmte. Zehnmal maß er damit das vermaledete Buch, prüfte zehnmal das Ergebnis, flüsterte einige Worte, die ich nicht verstand, wechselte wiederum die Farbe und sank bewußtlos in meine Arme. Ich hatte schwere Mühe, ihn bis zur nächsten Droschke zu bringen.

Lange drang ich vergeblich in ihn, mir das Geheimnis seines plötzlichen Schmerzausbruches anzuvertrauen. Er sprach nicht. Er hörte nicht meine Worte. Das ist Typhus, dachte ich mir, und zwar im höchsten Grade.

Ich schloß ihn in meine Arme. Fuhr fort in meinen Fragen. Endlich schien ihn das Bedürfnis, sein Herz auszuschütten, zu übermannen.

Sie sehen in mir den unglücklichsten aller Menschen! sagte er. Jenes Buch war der Virgil, die große Ausgabe aus dem Jahre 1676, deren größtes Exemplar ich zu besitzen vermeinte und . . . und nun ist es um eine Drittellinie höher als das meinige! Böswillige oder voreingenommene Leute könnten sogar eine halbe Linie herausfinden. Eine Drittellinie, großer Gott!

Ich war wie vom Donner gerührt. Sein Delirieren erschien mir begreiflich.

— Eine Drittellinie! wiederholte er und ballte wütend die Faust gegen den Himmel.

Ich bebte an allen Gliedern.

¹⁾ Guibert de Pixérécourt, fruchtbarer Dramatiker, geboren zu Nancy 1773, dessen Rähr- und Schauerdramen bis in die Dreißigerjahre des 19. Jahrhunderts die Volksbühnen beherrschten und ihm den Beinamen „Shakespeare (Corucille) du Boulevard“ eintrugen.

²⁾ Gewöhnlicher Zollstab, für Elzevierfammer natürlich ein sehr notwendiges Instrument.

Nach und nach verfiel er in tiefste Niedergeschlagenheit. Der Ärmste lebte nur noch, um zu leiden. Von Zeit zu Zeit wiederholte er: — Eine Drittellinie! und rang die Hände. — Und ich wiederholte bei mir: — Zum Henker mit Büchern und Typhus!

— Beruhigen Sie sich, mein Freund, flüsterte ich ihm zärtlich zu, als ihn die Krise wieder überkam. Eine Drittellinie hat auch in den heikelsten Angelegenheiten auf dieser Welt nicht viel zu bedeuten.

— Nicht viel zu bedeuten, rief er aus, eine Drittellinie beim Virgil von 1676! Bei Herrn von Cotte hat eine Drittellinie einen Homer um hundert Louisdor verteuert. Eine Drittellinie! So? Wenn sich also eine Dolchspitze eine Drittellinie tief in Ihr Herz einbohrt, so bedeutet dies nichts für Sie?

Sein Antlitz war ganz verzerrt, die Arme wurden ihm steif, seine Beine von den Eisenkrallen eines Krampfes gepackt. Der Typhus verbreitete sich augenscheinlich über die Gliedmaßen. Nicht um die Welt hätte ich den Weg, der uns von seinem Heim trennte, um eine Drittellinie verlängern wollen.

Endlich kamen wir heim.

— Eine Drittellinie! sagte er zum Hausmeister.

— Eine Drittellinie! sagte er zur Köchin, die uns aufmachte.

— Eine Drittellinie! sagte er zu seiner Frau und netzte sie mit seinen Tränen.

— Mein Papagei ist davongeflogen! sagte sein Töchterchen, das ebenfalls weinte.

— Weshalb wurde der Käfig offen gelassen? erwiderte Theodor. — Eine Drittellinie!

— Im Süden und in der Rue du Cadran rebellieren die Leute, sagte die Tante, die das Abendblatt las.

— Was wollen sie denn, zum Teufel? entgegnete Theodor. — Eine Drittellinie!

— Ihre Meierei in der Beauce ist abgebrannt, sagte zu ihm sein Diener, als er ihn zu Bette brachte.

— Sie muß wieder aufgebaut werden, wenn sich die Sache lohnt. — Eine Drittellinie!

— Halten Sie seinen Zustand für gefährlich? frug mich die Amme.

— Lesen Sie denn nicht das Journal der Medizinischen Wissenschaften, meine Beste? Was zögern Sie noch, einen Priester zu holen?

Glücklicherweise kam gerade der Herr Pfarrer daher, um gewohntermaßen von den tausenderlei hübschen literarischen und bibliographischen Dingen zu plaudern, von denen ihn sein Brevier niemals ganz abzulenken vermochte, doch vergaß er darauf, als er Theodors Puls befühlte.

— Leider, mein Sohn, sprach er zu ihm, ist das Menschenleben nur ein Übergang und die Welt selbst steht nicht auf ewigen Grundfesten. Sie muß enden wie alles, das einen Anfang gehabt.

— Haben Sie, erwiderte Theodor, den Traktat über ihr Entstehen und Alter gelesen?

— Was ich weiß, weiß ich aus der Genesis, fuhr der ehrwürdige Seelenhirt fort; doch habe ich gehört, daß im vorigen Jahrhunderte ein Sophist namens Mirabeau darüber ein Buch geschrieben hat.

— *Sub judice lis est*, unterbrach heftig Theodor. Ich habe in meiner *Stromata*¹⁾ nachgewiesen, daß die beiden ersten Erdteile von dem öden Pedanten Mirabeau waren und der dritte vom Abbé le Mascrier.

— Du, meine Güte, sagte die alte Tante und schob ihre Brille in die Höhe, von wem ist denn dann Amerika?

— Darum handelt es sich nicht, fuhr der geistliche Herr fort. Glauben Sie an die Dreieinigkeit?

— Wie sollte ich nicht an Servets berühmte „Dreieinigkeit“ glauben, sagte Theodor und richtete sich auf seinem Kissen etwas empor, habe ich doch *ipsissimis oculis* gesehen, wie bei Mac Carthy ein Exemplar, das dieser tags vorher bei der La Valliere-Auktion um siebenhundert Francs erstanden, um den bescheidenen Betrag von zweihundertfünfzehn Francs abgegeben wurde!

— Das meine ich nicht, rief, etwas aus der Fassung gebracht, der Pfarrer. Ich habe Sie gefragt, mein Sohn, was Sie von der Söttlichkeit Jesus Christi denken?

— Ja, ja, jagte Theodor, man muß sich nur gegenseitig verstehen. Ich behaupte gegen alle und jedermann, daß der Toldos-Jeschu, aus dem sich der unwissende Hansnarr von einem Voltaire sovieler seiner blöden, der Tausendundeinen Nacht würdigen Märchengeschichten geholt, nur eine alberne Rabbinerbosheit ist, die in die Bibliothek eines Gelehrten gar nicht hineingehört . . .

— Ach so! seufzte der würdige Priester erleichtert auf.

. . . es sei denn, fuhr Theodor fort, daß das Exemplar in *charta maxima* wieder einmal zum Vorschein kommt, von dem — wenn ich mich recht entsinne — in dem ungedruckten Plunder David Cléments die Rede ist.

Diesmal ließ der Pfarrer ein sehr vernehmliches Stöhnen hören, erhob sich ganz aufgeregt von seinem Stuhle und beugte sich über Theodor, um ihm bündig klar und ohne Umschweife begreiflich zu machen, daß er im

¹⁾ „Vermischtes“, nach einem gleichnamigen Werke des Klemens von Alexandria.

höchsten Grade vom Bibliomanentypus befallen sei, der im Journale der medizinischen Wissenschaften besprochen worden, und daß er nunmehr an nichts anderes denken solle, denn an sein Seelenheil.

Niemals im Leben hatte sich Theodor hinter der impertinenten Negation der Ungläubigen verschanzt, die die Wissenschaft der Tröpfe ist, doch hatte der Gute in den Büchern das eitle Studium des Buchstabens zu weit getrieben, um Zeit für die Dienstbarmachung des Geistes zu finden. Mitten in voller Gesundheit hätte ihn eine Doktrin in Fieberschauer, ein Dogma in Starrkrampf versetzt. In Moralthologie hätte er vor einem Saint-Simonisten die Waffen gestreckt. Er kehrte sich gegen die Wand.

Nach der langen Zeit, die er, ohne zu sprechen, verstreichen ließ, hätten wir ihn für tot halten können, doch hörte ich ihn dumpf murmeln: — Eine Drittellinie! Gerechter und gütiger Gott! Wo willst du mir denn diese Drittellinie zurückgeben und wie weit reicht deine Allmacht, die Stumperei des Buchbinders wieder gutzumachen?

Einen Augenblick später kam ein ihm befreundeter Bibliophiler. Diesem wurde gesagt, Theodor liege im Sterben, sein Delirium sei so arg, daß er glaube, der dritte Erdteil rühre vom Abbé le Mascrier her, und er habe seit einer Viertelstunde die Sprache verloren.

Davon will ich mich selbst überzeugen, erwiderte der Bibliophile. — An welchem Paginierungsfehler erkennt man die gute Ausgabe des Elzevir-César von 1635? frug er Theodor.

— Seite 153 statt 149.

— Sehr gut. Und des Terentius vom selben Jahre?

— 108 statt 104.

— Wetter! sagte ich, die Elzevire haben in jenem Jahre kein Glück mit den Ziffern gehabt. Klug von ihnen, daß sie es nicht für den Druck ihrer Logarithmen wählten!

— Ausgezeichnet! fuhr Theodors Freund fort. Würde ich auf die Leute hier gehört haben, so hätte ich glauben müssen, du seist einen Zoll breit vom Grabe.

— Eine Drittellinie, antwortete Theodore, dessen Stimme nach und nach erlosch.

— Ich kenne deine Geschichte, doch ist sie nichts gegen die meinige. Stelle dir vor, vor acht Tagen habe ich bei einem jener anonymen Winkel- ausverkäufe, die sich nur durch einen Zettel am Haustore ankündigen, einen Boccaccio ex 1527¹⁾ versäumt, prachtvoll wie der deinige, Venediger Velin- einband, spitze A's, durchswegs mit Randzeugen, nicht ein Blatt ersetzt!

¹⁾ Edizione ventisettana, Florenz 1527.

Theodors gesamte Geisteskräfte konzentrierten sich in einem einzigen Gedanken:

— Bist du aber auch sicher, daß die A's spitz waren?

— So spitz wie eine Ulanenlanze.

— Also zweifellos die Ventisettana selbst!

— Die Ventisettana selbst. Wir hatten an jenem Tage ein nettes Diner, reizende Frauen, grünliche Austern, geistvolle Leute, Champagner. Ich kam drei Minuten nach dem Verkaufe.

— Herr, rief Theodor wütend, wenn die Ventisettana zu verkaufen ist, läßt man Essen Essen sein!

Diese letzte Kraftanstrengung hatte den Lebensrest aufgezehrt, der ihn noch befehlte und den das aufregende Gespräch, wie der Hauch einen ersterbenden Funken, angefaßt hatte. Gleichwohl lispelten noch einmal seine Lippen: — Eine Drittellinie! Dies war jedoch sein letztes Wort.

Als die Hoffnung auf seine Erhaltung bereits endgültig geschwunden war wurde sein Bett zu seiner Bibliothek hingeschoben, aus der wir jeden Band einzeln herausholten, nach dem sein Auge Verlangen zu tragen schien; dabei hielten wir ihm jene Bücher, deren Anblick ihn am meisten erfreuen mochte, durch längere Zeit zur Schau.

Er starb um Mitternacht, zwischen einem Einbände von Du Seuil und einem solchen von Padeloup, die beiden Hände liebend auf einen Einband von Thouvenin gepreßt.

Am nächsten Tage gaben wir seinem Trauerzuge unter zahlreicher Beteiligung tränenzerflossener Saffianhändler das Geleite. Und wir ließen seine Ruhestätte mit einem Steine verschließen, der nachstehende, von ihm selbst verfaßte und das Epitaph Franklins parodierende Inschrift trug:

Hier ruht

in seinem Holzeinbände

das Exemplar eines Folianten der besten Menschengabe,
geschrieben in einer Sprache des Goldenen Zeitalters,
die von der Welt nicht mehr verstanden wird.

Selbes ist heute eine verdorbene, makulierte, einschichtige,
alte Schartele,
mit defektem Titelblatte, von Würmern zerfressen
und stoßfleckig.

O Herr, verleihe ihm eine gnädige Auferstehung
in Neudruck!

